

Aus dem Leben eines Taugenichts

Vielleicht ist er 16, kein Kind mehr. Sitzt zu Hause und hat zu gar nichts Lust. Sein Vater nennt ihn wieder mal einen Taugenichts, der zu nichts gut ist. Er solle seine Sachen packen und verschwinden. Etwas Geld soll reichen, bis er eine Arbeit findet.

Der Taugenichts nimmt sein Musikinstrument und geht in die Welt hinaus. Er fühlt sich wie befreit. Per Anhalter gelangt er nach Wien, wo er in einem vornehmen Haus eine Stelle bekommt. Jetzt fühlt er sich erwachsen. Hat eine Wohnung, raucht und ist verliebt. Er versucht das schöne Mädchen, mit dem er nach Wien gefahren ist, für sich einzunehmen. Bemerkt sie ihn überhaupt? Oft kommt er sich ganz fremd vor in dieser vornehmen Welt: „Mir ist's nirgends recht. Es ist, als wäre ich überall eben zu spät gekommen, als hätte die ganze Welt gar nicht auf mich gerechnet.“ Als er die schöne Frau, die er so sehr verehrt, eines abends mit einem anderen sieht, fällt er in eine tiefe Depression: „Ich wickelte mich, gleich einem Igel, in die Stacheln meiner eigenen Gedanken zusammen ...“

Entschlossen, alles hinter sich zu lassen, bricht er auf in den Süden: „Nein, nach Italien, nach Italien! rief ich voller Vergnügen aus, und rannte, ohne an die verschiedenen Wege zu denken, auf der Straße fort, die mir eben vor die Füße kam.“ Doch der Weg wird ihm lang so ganz allein und er bekommt Angst im dunklen Wald und Hunger. In einem Dorf spielt er seine Musik und alle tanzen dazu. Als er nachts ohne Geld vor dem Wirtshaus sitzt, fühlt er sich verlassen: „... und allen ist's gleich, ob ich noch da bin, oder in der Fremde, oder gestorben. – Da kam mir die Welt auf einmal so entsetzlich weit und groß vor, und ich so ganz allein darin, dass ich aus Herzensgrunde hätte weinen mögen.“

Er begegnet zwei junge Männern, die ihn aus Wien zu kennen scheinen und die sich als die Maler Leonardo und Guido vorstellen. Sie wollen auch nach Italien, geben ihm zu essen und zu trinken und setzen bald gemeinsam mit ihm die Reise in einem Wagen fort.

Endlich in Italien angekommen, ergreift den Taugenichts ein Gefühl der Fremdheit:

„Denn mir war in dem fremden Lande nicht anders, als wäre ich mit meiner deutschen Zunge tausend Klaffter tief ins Meer versenkt, und allerlei unbekanntes Gewürm ringelte sich und rauschte da in der Einsamkeit um mich her, und glotzte und schnappte nach mir.“

Zudem sind eines Morgens im Gasthof die beiden Maler verschwunden. Doch sie haben Geld für ihn hinterlassen. Kurz entschlossen springt er damit allein in den Wagen. Der Fahrer rast, ohne anzuhalten, zu einem einsamen Schloss, wo man ihn schon erwartet. Dort lebt er, bedient von merkwürdigen Gestalten, deren Sprache er nicht versteht, im Luxus, "wie sich's ein Mensch nur immer in der Welt wünschen kann". Doch das gute Leben macht ihn träge und traurig. Erst als er einen Brief von seiner großen Liebe aus Wien bekommt – sie heißt Aurelie – in dem sie ihn bittet, zurückzukehren, erwacht sein Unternehmungsgeist wieder und er verlässt das Schloss, obwohl man ihn mit aller Gewalt daran hindern will.

Unterwegs stellt er fest, dass er sich kurz vor Rom befindet. Schließlich irrt er in der großen Stadt umher und meint immer wieder seine Aurelie in weißen Kleidern zu sehen. Ein Maler, der sie portraitiert hat, will sie zu ihm führen. Jemand überbringt ihm eine Einladung von ihr. Doch überall, wo er sie sucht, ist sie schon fort.

So beschließt er, nach Deutschland zurückzukehren. Durch Zufall führt ihn sein Weg mit einer Gruppe Prager Studenten nach Wien zu dem vornehmen Haus, wo seine Reise begann. Dort sieht er Leonardo wieder und Guido, der aber jetzt jemand anderer ist, und Aurelie, die auch nicht ist, wofür er sie gehalten hat. Die Rätsel lösen sich auf und alles wird gut.

ueisentraeger@goethehaus-frankfurt.de



Bild:
Joseph von Eichendorff
Miniaturportrait
(verschollen)

